

Ulrich Puritz

Der Betrachter ist in Arbeit

Katalogtext 2000minus2 - 365 tage-365 funde

ISBN 3- 932294-40-8

Der Hintern himmelwärts. Auf allen Vieren. Arme, Beine durchgedrückt. Weiße Socke, rote Socke, auch die groben Arbeitshandschuhe sind unterschiedlich. Die so bestückten Hände und Füße stecken in irgendwelchen Puschen. Darüber angestrengte Nacktheit. Trotz und wegen der stramm und fleischfarben umwickelten Hüften. Über den Schultern bunt getupft und hingeworfen ein Stöffchen. Der Kopf- blind, taub - umwickelt, mit einem Schal vielleicht. Darin stecken ein roter Kamm und ein lila Etwas wie Trophäen. Auf Holzdielenimitat verstreut: Schuhe, Puschen, Kinderfäustel, Lappen, ein Stoffkamel mit pinkfarbener Socke. Ein Durcheinander von Alltagskrepel, verdreht, unnütz, „aus dem Gebrauch geworfen“, wie Roland Barthes die Gesten des Malers Cy Twombly deutet.

Unmöglich diese Versammlung. Unmöglich auch die Frau, die mit dem verbeulten morgendlichen Charme einer selbstverliebten Schlampe überall diesem Kram zur Brücke wird. Ebenso unmöglich das ansonsten leere Zimmer, die Tapeten und Gardinen, wie bei Oma, die längst ausgezogen ist, im Altenheim oder tot. Die Tür steht offen. Am Griff hängt - wie eine kleine, eng taillierte, tanzende Nonne im Wind - ein Regenschirm, ein gestauchter schwarzer „Knirps“. Ist da Besuch? Ist diese Frau soeben eingedrungen? Was hat sie hier zu schaffen?

Dieses Foto auf der Einladungskarte ist gestochen scharf und professionell ausgeleuchtet. Ein schräger Sekundenteil, von Ralf Grömminger nach allen Regeln der Fotografenkunst eingefroren für immer. Kein Schnappschuß, eine Inszenierung, ein Plan, eine Absicht. Doch welche? Die Gedanken rudern verstört, während der Blick vergnüglich über Haut und Krepel streicht. Gerade weil das Denken verstört wird, kann und muss der Blick auf Pirsch gehen, es gibt was zu entdecken, seine Fähigkeiten sind gefragt. Ohne ihn hat der Betrachter keine Chance. Im Einzelnen ist hier alles bekannt. Jedes Ding berichtet, wovon jeder weiß und womit sich keiner aufhalten mag: von den Rückseiten des Alltäglichen, von bedeutungslosem Lebensmüll, den wir fallen lassen und vergessen. Die Kombination all dessen hingegen ist grotesk und „voll daneben“: neben allen gewohnten Semantiken und Deutungsmustern.

Eine Geschichte gibt es nicht, es sind viele Geschichten - über das Gestern im Heute, über

Banales, Unbrauchbares, Abfall, über das, was wir nicht sehen wollen oder übersehen, wenn wir durch eine Stadt gehen und das Straßenleben oder die Schaufenster unsere Blicke führen, über kleine, belanglose, alltägliche Tode, die - gestochen scharf inszeniert - merkwürdig traurig und komisch werden und deshalb nachklingen wie listiges Kichern. Diese Geschichten fallen sich wohl kalkuliert gegenseitig ins Wort. Von „hinten durch's Knie ins Schlüsselbein“ erzählen sie vielstimmig undeutlich und lästern über uns, unsere Normalität und ein Sehen, das sich mediengesteuert in Weitschweifigkeit übt und für das Naheliegende stumpf geworden ist.

Mit jedem Blick erzählen die Geschichten neuerlich drauf los. Genauer: nach jedem Blick. Dieses komische Bildgefüge gräbt sich ein. Wendet man sich ab und geht mit dem Erinnernten spazieren, beginnt ein Stimmengewirr. Schaut man wieder hin, ist alles muxmäuschen still und tut, als wäre nichts gewesen. Wie eine Horde durchtriebener Schüler, wenn der Lehrer sich zur Tafel wendet.

Die Einzelgeschichten mögen etwas nacherzählen, von Vergangenen und Vorhandenen berichten, der Chor jedoch spricht vor, produziert einen neuen, sich unbekanntem Betrachter. Hier wird nicht Kulturkritik betrieben, sondern ein intelligentes Spiel mit Visionen veranstaltet, die - kaum gefasst - wieder entgleiten, vor und zurück zugleich.

Das könnte der Plan, die Absicht sein. Und das bedeutet Arbeit. Gerade unser Alltagsleben scheint besehen, gesichtet und ausgedeutet. Nichts, was wir nicht kennen und benennen können. Alles ist zu Text geworden und scheint lückenlos begriffen, in pragmatischer und funktioneller Weise auf den Begriff gebracht. Nicht leicht, ein darin verstricktes Sehen und Denken aufzubrechen, Subtexte hervorzuziehen, Unsichtbares durch die Behauptung der Sichtbarkeit hindurch zu schleusen und ein prospektives Träumen anzustoßen. Spätestens seit Dada und Duchamp hat die Kunst diese Art von Arbeit an der Geschichte des Alltagslebens und des Sehens für sich entdeckt und entwickelt. Das ist ihr neuer Auftrag im Zeitalter der „instrumentellen Vernunft“ und der instrumentalisierten Sinne. Seit Derrida, dem französischen Philosophen, trägt diese Arbeit einen Namen: Dekonstruktion.

In deutschen Landen kommt dieser Denk- und Kunstansatz, aus welchen Gründen auch immer, oftmals dröhnend grundsätzlich daher. Barbara Caveng, die Schweizerin, führt ein in die Methode "Schweizer Käse": Etwas und Nichts, Substanz und Loch, Behauptung und Fragezeichen, Ernst und Spiel und immer wieder ein verschmitztes Dazwischen. Ob Emil, der Komiker, ob Roman Signer oder Fischli und Weiss, dieses Land verbreitet vergnügliche Forscherei im Ästhetischen, gute Laune und eine durchaus erträgliche "Leichtigkeit des Seins" - ohne viel Getue.

Das Foto auf der Einladungskarte ein visuelles Schmankerl, das Neugier und Unruhe stiftet. Ein wohl kalkulierter Köder, der dazu animiert, die Ausstellung zu besuchen, um die summenden Fragen zu beschwichtigen. Dazu der Titel "2000minus2 - 365 tage-365 funde", ein neuerlicher Verweis auf Alltag, auf alle Tage eines Jahres in der Nähe der Jahrtausendwende.

Wer nun den Ausstellungsraum betritt, betritt das genaue Gegenteil: ein Fundbüro, Bürokratie als Prinzip, visualisiertes Verwalten. An den Wänden eine strenge, serielle Plastiktütenordnung, beschriftet und beglaubigt, in Reih und Glied. Zwölf Monatsfelder mit den zugehörigen Tagestüten. Das, was vormals lag, auf Straßen und Plätzen, in Büschen und in der Gosse, wird nun vorgehalten, aufgelistet, archiviert - in Augenhöhe, konfrontativ an Wänden. Kaum zu glauben, was hier zusammenkommt als Fundstückversammlung aus täglichen Rundgängen mit einer Handtasche oder Einkaufstüte während eines Jahres. Der ausgelaugte Schnuller z.B., der strapazierte Kamm, das Schnäuztuch und der Damenstrumpf. Erzählt mir was. Nein, schweigt. Es reicht, daß ihr da seid.

Schön, wie der ganze Schmutzkram dem Betrachter durch die transparente Plastikhaut entgegen glänzt, die ihn vor möglichen Unannehmlichkeiten schützt - ein geschütztes Sehen ohne Ansteckungsgefahr und Geruchsbelästigung. Grotesk das Ganze, wenn der Betrachter "von außen" schaut. Beschämend, wenn er sich früher oder später an die eigene Nase fassen wird und sich als Teil einer anonymen Gemeinschaft begreifen muss, die achtlos solche Müllmassen erzeugen kann. Ulkig, wie der Unrat als Teil konzeptueller Kunst ganz ohne moralischen

Zeigefinger zu bürokratisch sachlicher Aufführung kommt.

Der Besucher wird an der Nase herumgeführt. Der Sack voller Fragen, den die Einladungskarte aufgeworfen hat, wird keineswegs geleert, statt dessen kommen neue hinzu. Er, inmitten eines Parlaments der Belanglosigkeiten und des Vergessens, ist auf sich selbst verwiesen und kann sich nur wehren mit eigenen Geschichten, durch Bewegungen seiner Augen, seines Körpers und seiner Fantasie.

Der Besucher, vormals angetrieben durch eine merkwürdige Einladungskarte, wird Zuflucht auf dem Galerieboden suchen. Hier liegen großformatige Fotografien mit intim anmutenden Szenen, deren Zusammenhang er nun lesen kann, ohne zu verstehen. Zwölf Hochglanzfotos mit dem Fundkram eines Monats, irgendwie narrativ zusammengehalten durch Körper und Gestik einer spärlich umwickelten Frau. Doch gibt es kein Zurück, er sitzt zwischen den Stühlen zweier Systeme, welche die Künstlerin Barbara Caveng zu seiner Verkeilung errichtet hat. An den Wänden stehen in sturer Ordnung missachtete private Zeitzeugen öffentlich Spalier, auf dem Boden scheinen sie zu häuslichen, beiläufig erotischen Szenen verwoben. Es gelingt nicht, sich darin einzunisten. Der Blick rutscht ab und wieder heraus. Der Betrachter mag sich zunächst als Voyeur intimer Situationen wännen, doch bald wird er bemerken, daß ihm die Inszenierung gilt, daß sein Blick vorberechnet ist und sein Begehren auf schlitzohrige Weise gelenkt, geleitet und geleimt wurde.

Retten kann er sich nur allein: mit einer Portion Selbstironie und einem gewissen Vergnügen daran, in diesem Labyrinth zwischen all den fremden Vertrautheiten vor allem eines zu entdecken: sich selbst. Anders wird der Ausweg nicht zu schaffen sein. So nimmt Barbara Caveng - bei all dem Vergnügen, das sie forschend, produzierend, reflektierend, Systeme und Konzepte bildend sich selbst bereitet - den Betrachter in Arbeit. Augenzwinkernd gräbt sie ihm eine Grube, damit sich die Fantasie - den eingefleischten Bewegungen entgegen - in neuer Beweglichkeit üben möge. Was kann man von Kunst mehr erwarten?

Ulrich Puritz